Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 15

Artikel: Aus der Wunderwelt der Natur : der Nachthaft
Autor: Koelsch, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670051

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Nachthaft

Von Adolf Koelsch.

Wir entnehmen diesen Beitrag einem neuen Buche von Adolf Koelsch, das unter dem Titel «Der Herr der Welt inkognito» Ende März im Albert Müller Verlag AG, Rüschlikon, erschienen ist. Der Verfasser ist allen Naturfreunden durch seine geistreichen naturwissenschaftlichen Plaudereien schon lange bekannt. Das neue Buch vereinigt etwa vierzig davon in einem schmucken Bändchen, das von der Grösse und Schönheit der Natur in einer Form erzählt, die nicht in der blossen Beschreibung stecken bleibt, sondern eine Fülle des Wissens mit der Fülle bildlicher Schilderung vereinigt. Dazu lebt in diesen Betrachtungen eine Kunst der Sprachbeherrschung, die an schönes, prächtig gehämmertes Silber denken lässt. So gehen hier Wissen und Können eine wahrhaft ideale Verbindung ein. Die Kostprobe, die wir folgen lassen, wird unsere Leser davon selbst überzeugen.

Die Hitze des Tages hing noch schwer in der Luft über den Küstenorten am Ligurischen Meer und wollte nicht weichen. Die lange Dämmerung war langsam übergegangen in Nacht, aber im Nebenraum brannte Licht, und durch die offene Tür drang ein trapezförmiger Streifen von Helligkeit zu mir herüber. An der Decke des Zimmers, die in einem trüben grauroten Zwielicht lag, als wäre sie mit frischer Gehirnmasse angestrichen, hob sich die aufgesetzte Isolierröhre der Lichtleitung deutlich vom Hintergrund ab; sie war grell wie ein Gedanke, der eine unausgesprochene Angelegenheit lose und lauernd umkreist.

Da hörte ich durch die Stille das Gangwerk der Uhr. Sie hing, von einem Schattenhaufen tief zugedeckt, an der Wand und zerschnitt wie ein Sägewerk unerbittlich die Zeit, deren Gegenwart ich wieder einmal völlig vergessen hatte. In lauter gleichlangen Schnitten fiel sie unten zum Schlitz des Uhrgehäuses heraus, und die Schnitte häuften sich zu einem Berg: «hack» machte es und abermals «hack», und dazwischen ertönte sehr regelmässig ein langes, fast lautloses und gelassenes Seufzen, während der Perpendikel sich von einem Ende zum andern schwang, und bei jedem «Hack» wieder ein fertiges Sägeblatt herunterglitt auf den grossen unsichtbaren Haufen der tatenlos verstrichenen Zeit.

Ich stellte die Lampe schärfer ein, schob ein kühles Kissen unter den Kopf und holte aus dem Büchergestell zu meinen Häupten ein Buch. Es war ein leidenschaftliches Buch, das Buch von Jaguscha.

In der Scheibe eines der offenen Fenster bemerkte ich bald nachher einen silbernen Schein. Der Mond war hinter dem dunklen Olivenhain der gegenüberliegenden Höhenzüge heraufgestiegen.

Aber als ich in dem Buch von Jaguscha gerade dort angelangt war, wo sie — mit dem andern — hinter eine Strohscheune ging und schliesslich in dieser verschwand, wurde ich plötzlich gestört. Durch die Fenster herein waren Gäste gekommen, um mitzulesen an der Schilderung einer tragischen Liebesnacht, die nun begann.

Die Gäste waren libellenartige Tiere, zarteste Florgebilde, die ich als Bestandteil des Sommers hinreichend kannte, aber in diesem Jahr zum erstenmal sah. Sie schienen abgebrochene Splitter des Mondlichts zu sein, das draussen gegen die Hauswand fiel und gegen die Blätter der Balkonpflanzen. Der Luftzug zwischen den Fenstern hatte sie ins Zimmer geführt, und nun waren die Splitter lebendig geworden und begannen mich zu umschwärmen. Ich sah einen fadenförmigen grasgrünen Leib von der Länge eines menschlichen Fingergliedes, der dünn und ergeben gebogen zwischen vier Flügeln hing, die wie silberne Glasfenster blinkten. In dem silbernen Flügelraum bildeten viele lichtgrüne Adern ein kunstreiches Gitterwerk: — wer weiss, ob die Glasfensterkunst ihre Anregung für den felderhaften und zugleich unregelmässigen Aufbau der Fläche nicht dankbar vom Anblick dieser nächtlichen Sommergeister empfangen hat.

Der Kopf des Insekts erinnerte unter der Lupe an den eines Schafes. Es sass abwärts geneigt auf der stäbchenförmigen Brust, ein Symbol der Geduld und geistigen Enge. An Stelle der Hörner waren haardünne helle Fühler getreten, und rechts und links standen zwei tropfenförmige Augen, hervorquellend, honigfarben und gross. Es waren Augen ohne Ausdruck und Blick, aber sie schillerten golden im Licht, als wären sie aus vielen kleinen eckigen Erzkristallen zusammengesetzt. Solche Augen haben keine Lider, womit sie sich

zeitweilig gegen die Aussenwelt abschliessen könnten — wie schrecklich ist das, wenn diese Welt zur Unzeit beleuchtet wird!

So war es hier: das Licht hatte die Tiere aufgestört aus einer Lebenslage, in der alles an ihnen eingestellt war auf Ruhe und Schlaf, und nun hatten sie gänzlich die Fassung verloren. Sie rannten planlos gegen die blendende Birne, stürzten ab, auf das Buch, auf die Hände oder ins Dunkel hinein, krampften sich irgendwo mit den Beinchen fest und betasteten mit den zuckenden Fühlern bald die Umgebung, bald den eigenen Leib; alles an ihnen war Hilflosigkeit, Verstörtheit, Betäubung. Kaum aber hatten sie sich ein wenig von den Stürzen erholt, so schossen sie wieder ins Licht, und während ich dem kopflosen Treiben aufmerksam zusah, drangen immer neue durch die Fenster herein.

Auch diese Geschöpfe waren etwas, was abgeschnitten wurde von einem unsichtbaren Block, genau wie die Fetzen Zeit, die das Zahnwerk der Wanduhr unentwegt weiter herunterbiss von einem Dargereichten — und mit einem Seufzer fortflattern liess. Der Block, von dem diese zarten Wesen genommen wurden, lag im Gartengebüsch, wo es Tamarisken und Feigen gibt, Gerüche von Blumen und Gerüche von Laub, von grünem Laub und von altem Laub, das unter den Büschen im Schatten des jungen vermodert. Dort ist jedes dieser Insekten der Nachbar von vielen, die ebenfalls leblose Augen haben — dort beginnt auch ihre Geschichte.

Ganz wie es der hingehauchten Erscheinung des fertigen Tieres entspricht, beginnt diese Geschichte mit einem grasgrünen Ei, das vom Muttertier auf einem der Heckenblätter abgelegt und so an diesem befestigt wird, dass es täuschende Aehnlichkeit bekommt mit jenen kleinen keulenförmigen Köpfchenhaaren, die manche Blätter bedecken. Das Muttertier bringt dieses Kunststück dadurch zuweg, dass es sich auf ein Blatt niederlässt und dieses mit seiner Hinterleibsspitze betupft. Ein winziger Flüssigkeitsfaden, der dabei zum Vorschein kommt, wird durch Heben des Körpers ausgezogen in einen feinen Faden, der an der Luft sofort erstarrt, und diesem wird im selben Augenblick die grüne Eibirne aufgenietet. Das Ei steht nun auf seinem Faden frei in der Luft — das täuschende Haargebilde ist fertig.

Die Larve, die sich aus der Eibirne löst, ist nun freilich ganz Tier. Fände sie alle Stoffe, die sie zum Wachstum und Aufbau braucht, in der Aussenwelt fertig vor, so würde sie sich genau so ausschliesslich aufnehmend verhalten können, wie etwa der Boden gegenüber dem Wasser. Aber über die Erscheinung des Tieres ist, ebenso wie über die unsere, das unerbittliche Wörtchen «Leben» geschrieben — und das bedeutet für die Larve, dass sie zerstören und morden muss, um aus Bestehendem das Brauchbare für sich herauszuholen und vom Unbrauchbaren zu scheiden. So bringt sie denn im Verlauf etlicher Wochen Blattläuse und ähnliche schwächliche Tiere massenhaft um. Aber auch der eigene Körper, den sie sich aus den Säften anderer mühsam erbaut, hat so wenig Bestand wie der Körper der Tiere, die ihrem Angriff erliegen. Denn kaum, dass sie ihn vollendet hat, so kommt die Verwandlung und löscht das Werk vieler Lebenswochen rücksichtslos aus, um an seine Stelle jenes geflügelte Wesen zu setzen, das scheinbar eine erhöhte Stufe des abgestreiften Madenlebens verkörpert.

In der Tat sind die fertigen Tiere, die auf ihren gläsernen Flügeln um den Lampenschirm tanzen, wohlgefällig für unsere Augen, und es fällt jedem leicht, die angenehmsten Gedanken mit ihrem Dasein und mannigfaltigen Spiel zu verbinden. Indessen: auch diese schönen Gebilde sind nichts, was die Mittel zur Dauer hat, und ebensowenig sind sie imstande, der Aussenwelt etwas hinzuzufügen, was bleibt. Nur seinen eigenen Ausgangspunkt vermag jedes dieser Wesen neu zu erzeugen.

Aber damit mündet das Vergängliche nur in abermals Vergängliches ein, und wahrhaft grenzenlos lebt nur jene beständige innere Unruhe weiter, der Entwicklung, Wachstum, Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Lebensführung nur wechselnde Mittel sind, um sich selbst in immer neue Situationen hineinzuretten und uns auf angenehme Weise darüber hinwegzutäuschen, dass die Veränderung selbst das einzig Dauernde und Bleibende ist auf Erden. Sie bevölkert die Büsche, treibt Jaguscha in die Scheune hinein, wühlt in der Uhr und liess, während ich mich an der Anmut der Nachthaft-Gestalten erfreute, die Hitze des Tages sich unter Blitz und Donner verziehen. Sie hat auch mich bestimmt, dieses vergängliche nächtliche Bildchen zu zeichnen und in Gleichmut den übrigen zerflatternden Naturgebilden und Menschenwerken hinzuzutun.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.